

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

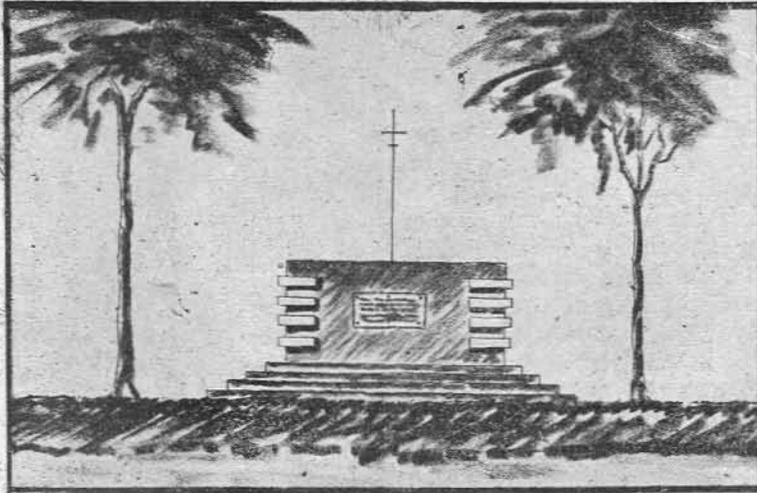
Nr. 23. — Sonntag, den 5. Juni 1927.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Helden-Ehrung in Schwarzbach.

Einer ehrenvollen Pflicht folgend, beschloß der hiesige Kriegerverein im vorigen Jahre, den gefallenen Söhnen unseres Heimatortes ein Ehrenmal zu errichten. Nach der Gründung eines Ausschusses für diese Angelegenheit, dessen Ehrenvorsitz Herr Bürgermeister Teucher führt, galt es über diese und jene Schwierigkeit restlose Aufklärung zu schaffen, die dank der zielbewußten Mitarbeit der Ortsvereine und des Gemeinderates vorzüglich gestaltet wurde. Ein Wesentliches trug auch eine allgemeine Ortsansammlung bei. Ist es doch für eine kleine, industriearme Gemeinde nicht leicht, ein derartiges Projekt gut zu finanzieren. — So begann man denn 14 Tage vor dem Fest mit den Bauarbeiten. Ein jeder stellt hier seine eigene Person in den Dienst der edlen Sache, um auf diese Weise eine Verbilligung des Baues zu erzielen. Ein schönes Zeichen für die gesamte Einwohnerschaft!

Der Platz des Ehrenmals selbst wurde vom Kirchenvorstand unentgeltlich zur Verfügung gestellt. — Das Denkmal selbst kommt vor die Hauptseite der Kirche auf einen etwas erhöhten

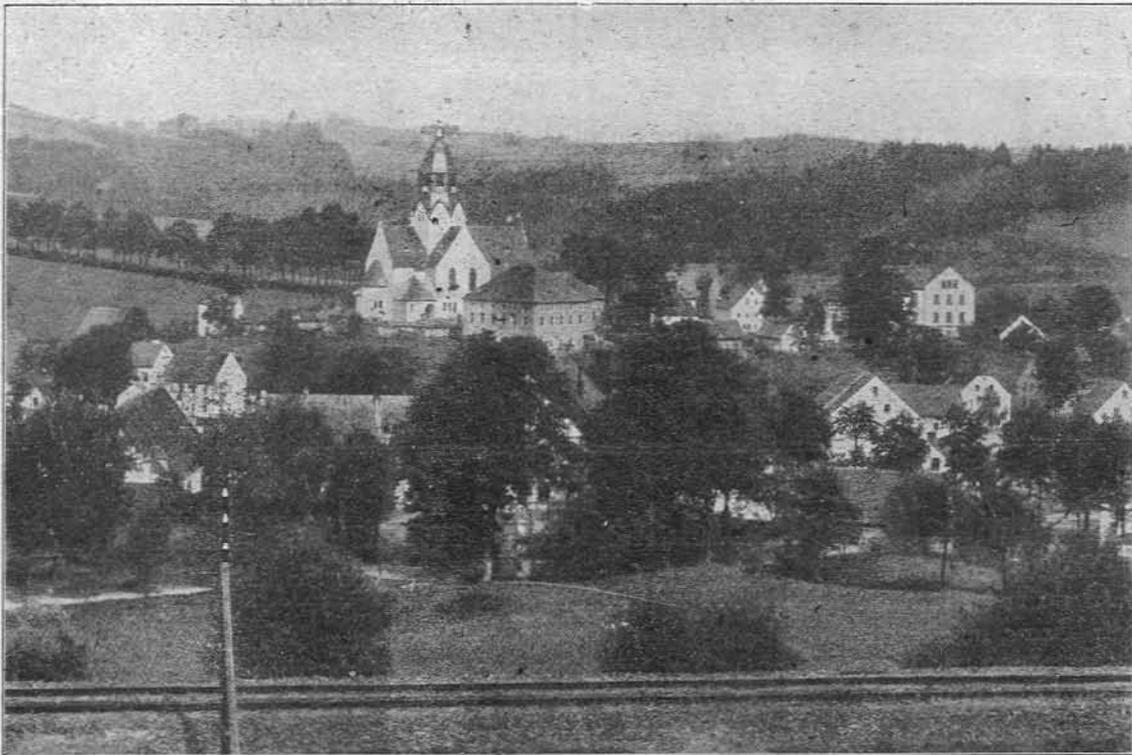


Das neue Krieger-Ehrenmal in Schwarzbach.

Platz zu stehen. Es mißt an der untersten Stufe 7,80 Meter Breite und 5,90 Meter Tiefe. Hoch ist dasselbe von der untersten Stufe bis zum Beginn des Kreuzes 2,85 Meter. Das krönende Kreuz selbst ist 3 Meter hoch und handgeschmiedet, während der Denkmalskörper Stampfbeton ist. Flankiert wird das Mal durch alte Ahornbäume.

Der Entwurf desselben stammt vom Architekten Hans Köhler (Dresden) einem Schwarzbacher Kind. Selbiger hat auch die Oberleitung des Baues.

Möge nun der Wettergott uns seine Huld nicht versagen, damit wir die Hülle baldigst fallen lassen können.



Wiesa im Zschopautal.

(Zu unserem Artikel auf der 2. Seite: „Städte der erzgebirgischen Heimat“.)

Städte der erzgebirgischen Heimat.

(Fortsetzung.)

Guido Wolf Günther.

(Nachdruck verboten.)

Wiesa mit Wiesenbad.

Wenn wir als Wandervogel durch die „Wies“ zogen, sangen wir fürs Leben gern das „Männchen von Tharau“. Und warum? Weil es da heißt: „— recht wie ein Palmbaum über sich steigt“, und das war uns grünen Knaben — ich meine natürlich wegen der Mützen — ein köstlicher Spaß, alldiweilen Wiesa eine stolze Palme im Wappen führt! Wo aber das edle Gewächs finden? —

Wie das Dörfel zu dem morgenländischen Siegelbild gekommen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Ob es das Wappen einer der eingeeffenen Adligen gewesen ist, der es von einem kreuzfahrenden Ahnen überkommen und seinem Geschlechte angeeignet hat? — Jedenfalls zeigt die Siegelsammlung unseres Staatsarchives in Dresden den Palmenbaum, und deshalb führt die Gemeinde auch wieder (seit 1. Januar 1915) ihre Palme im Gemeindewappen. — Uns geht mehr an, wie der Name entstanden sein mag. Vor mir liegt eine stockflechtige, alte Chronik vom Jugendlehrer Gottfried Seifert. Was sie uns zu melden weiß von Wiesa und Wiesenbad, ist folgendes: Wenn die Bergleute von Geyersdorf nach Geyer zur Kirche gingen, benützten sie gerne den Weg über die „Wiesen“, weil die Waldwege von Raubtieren unsicher gemacht wurden. Häuser mögen aber schon nach 1300 hier gestanden haben, denn bereits 1381 wird ein Ritter Heinrich von der Wiese urkundlich als Besitzer Schönfelds erwähnt. Unsere Chronik nennt eine Familie Friedrich von 1478—1575 als Besitzer des Rittergutes Wiesa. — Größer geworden ist Wiesa dann wohl durch den Bergbau; verfallene Zechen und Halden künden davon, und die Gutsmühle soll die Schmelzhütte gewesen sein. Der „große Riß“ (Zechen) und der alte „Häuersteig“ (nach dem Plattenwalde zu) geben der Vermutung ebenfalls recht. — Im Jahre 1807, aus dem die Chronik stammt, zählte Wiesa 38 Groß- und gegen 90 Kleinbesitzer; Riesenburg (Adam Riese!) und Weißgut nebst Feldern am „Humpel“ grenzen an Annabergs Flur. —

„Das Wiesenbad liegt vom Dorf Wiesa ½ Stunde abwärts gegen Morgen in einem lustigen Grunde, auf zweien Seiten mit Gehölz umgeben, so den Namen Rosenau führt“. Als heilende Beimischungen soll das Bad führen Alaun, Kupfer und Schwefel, „doch hat der Alaun das Uebergewicht, weil er den Badenden die Haut aufzieht und manchen rote Flecken verursacht“. Gegen Gicht, Krämpfe und Ausatz angewendet, soll es stets helfen. Ein armer Mann, der sich seine Schenkel im warmen Quell wusch, um die Gicht zu vertreiben, war der Entdecker, und Hans Friedrich ließ 1501 den Brunnen viereckig einfassen und ein Badehaus, 60 Schuh lang und 40 Schuh breit, zuerst aufrichten. 1602 baute die „churfürstl. Frau Witwe Sophia das Fürstenhaus, 3 Stockwerke hoch, so aus 5 großen Stuben und mehreren Kammern besteht“. Ende desselben Jahrhunderts ließ Friedrich von Schönberg weiträumigere Anlagen bauen. Ehemals hat auch eine Kapelle, dem St. Jobs geweiht, in Wiesenbad gestanden; sogar eine Silbermann'sche Orgel hat dieses Kirchlein besessen, die aber „vor ohngefähr

50 Jahren abhanden gekommen“ ist. Auch die Kapelle ist verschwunden, und wir können heute nicht einmal mehr mit Gewißheit sagen, wo sie gestanden hat. —



Oberwiesenthal.

Breitflächig zieht sich des Fichtelberges weißleuchtender Hang herab zu des Tales schützender Niederung. Behäbig dehnen sich Fichtelberg und Keilberg, die ungeschlachten Bergbrüder im Bette des Gebirges. In froher Winterlaune stülpten sie ein glitzerndes Barock auf das fichtenbekrönte Haupt, und weißer Hermelin fließt auch von ihren Schultern herab weit ins anstreichende Land hinein. Und just dort, wo Fichtel- und Keilberg das kleinere Brüderle führen zwischen sich, hat sich auf wenig geschützter Anlehne ein Städtlein hingewagt: Oberwiesenthal. Die beiden Schwestern aus dem Jungferngrund drüben haben sich fast verwundert, als die geschäftigen Menschelein so in 900 Meter Höhe Häuslein an Häuslein setzten und schließlich gar ein Kirchturm ernsthaft in den so nahe scheinenden Himmel wies. Aber es muß doch zu leben sein im höchstgelegenen Städtel! Wenn auch Schnee und Eis den Häusern bleiche Gesichter und den Menschen rote Backen und — blaue Nasen malen. Nur der Berg hat unwillig sein Haupt geschüttelt, daß feiner Schneestaub wie ein Flimmerregen die auf der Elfenwiese sich tummelnden Jungfern verschruichte um die Neumondnacht: daß das Gezweg von Menschelein es wagte, ihm mitten aufs Haupt eine Herberge zu setzen! Als ob so ein alter Bergknabe Lust hätte, sich am Gewimmel rodelnder und schneeschuhschuhfahrender Menschenkinder zu freuen! Doch allgemach hat er sich dreingefunden; ihm tun die bleichen Städtel leid, die für teures Geld sich wenige Stunden Winterschönheit und Lungenfrische erkaufen müssen. So streckt er sich verjöhnt im Winter Sonnenschein und duldet das vielfarbige Krabbeln auf seinem mächtigen Leib, wie ein großer Bernhardinerhund es nicht wehrt, wann vorwitzige Küchlein sein Fell zausen. Nur

Unsere Artikelserie „Städte der erzgebirgischen Heimat!“

von Guido Wolf Günther ist unter dem Titel „O du meine Heimat!“ in Buchform als Band 1 von Seidels bunte Heimatbücher in unserm Verlag erschienen.

Alle, die die Berge unserer Heimat lieben, finden in diesem Büchlein eine Fülle anschaulichen Un-erhaltungsstoffes über Entstehung und Entwicklung unserer sagenumwobenen erzgebirgischen Heimat. Das reichillustrierte Büchlein ist zum Preis von 1.50 Mk. zu beziehen durch den

Verlag der Obererzgebirgischen Zeitung, Buchholz i. Sa.

wenn die Menschen, statt die Glieder zu stählen, sich bequemlich im Auto oder gar mit der Bergbahn kutschieren lassen, möchte der alte Brummbar sich recken und strecken, daß die Menschlein durcheinanderpurzeln wie Seiffener Spielzeugfram. Doch er muß stillehalten; weiß er doch, daß sein Städtlein da unten nicht leben kann ohne dies Wimmeln und Krabbeln. Zu farg sind die Gaben seiner Hänge im Sommer, zu wenig für das Völklein der Oberwiesenthaler. Wenn im Niederlande der Bauer, froh seiner wohlgefüllten Scheuern, den Winter empfangen kann, muß derselbe Winter erst hier oben Ernte bringen besonderer Art. Drum, wenn wir Oberwiesenthal in unserer Heimat Bilderbuch schauen, dann sehen wir es im weißen Gewand des königlichen Hermelins, und die Häuslein sind die schwarzen Tupfen drin. —

Das Herz im Leibe hat den schlichten Bergleuten gelacht, als sie im Jahre 1527 am Fuße des Fichtelberges sich ansiedelten des Bergbaues wegen: was wuchs doch für feines, duftiges Gras dort! So recht das Futter für „Bergmannskühe“, wie man gern die Ziegen nannte. Wenn auch der Hafer- und Kartoffelanbau kaum die Mühe lohnte, so gab es doch duftendes Heu in Fülle einzuheimen im oberen Wiesenthal, das neben den bescheidenen Bergmannshütten noch genug Platz bot zur Weide. — Im Wappen aber halten zwei Bergleute einen Schild, auf dem 1535er Wappen vierfach gefeldert, auf dem neuen Ortsiegel von 1921 (seit der Vereinigung mit Unterwiesenthal) nur zweistreifig gegliedert. — Und heute möchten Drahtseilkutsche und Rodelschlitten im Wappen stehen und ein paar festsche Schi-Sportlerinnen könnten das Wappen halten. Wie wäre es damit? —

In finsternen Glaubenseifer führt uns die Gründung Hammer-Unterwiesenthals: um ihres evangelischen Glaubens willen vertrieben, baten Flüchtlinge aus Stolzenhain, Joachimsthal, Schlackenwerth und Böhmisches Wiesenthal den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen, sich bei Oberwiesenthal ansiedeln zu dürfen. So entsteht 1657 im Zusammenhange mit einem Hammerwerk die neue Siedlung, die sich bald an Unterwiesenthal anschließt.

Geyersdorf.

Spitz klüften Felsklippen in die Luft, die unermesslich weit blaut. In stolzer Kraft thront ein Geyervogel, der eigentlich einen Adler vorstellt, auf dem Gipfel! Das ist das Wappen Geyersdorfs, „nur“ 500 km von der Heimat seines Wappenvogels entfernt. Und wenn schließlich gar das Geyersdorf früher ein „Häuersdorf“ war, wie alte Chroniken behaupten, dann bleibt vom schönen Wappenvogel nicht viel Geschichtliches übrig! —

1397 ist Geyersdorf gegründet worden; angeblich von Bergleuten, die in Geyer nicht mehr genug Verdienst fanden und die Nähe des Schreckenberges suchten, der reicheren Gewinn versprach. Da aber Annabergs Bergbau etwa hundert Jahre später erst aufblühte, besteht hier offenbar ein im Volke ohne viel Kopferbrechen forterzählter Irrtum. Darüber, ob in oder bei Geyersdorf vielleicht auf Eisen oder Zinn gebaut wurde, oder ob es sich um eine landbauliche Gründung etwa von Mildenaue herüber handelt, läßt sich einwandfrei nichts ermitteln, und der stolze Adler-Geyer steht eigentlich auf recht schwachen Füßen.

Pfingstgebräuche im Erzgebirge.

Wohl in wenigen Gegenden wird das Pfingstfest mit solch inniger Freude begrüßt, wie im sächsischen Erzgebirge. Hat doch um die Osterzeit die Erde in jenen rauhen Landstrichen noch wenig den Winterschlaf abgeschüttelt, und da der Erzgebirgler an seiner spröden und doch herrlichen Natur mit allen Fasern seiner Seele hängt, so ist es wohl begreiflich, daß er dem Pfingstfest um so freudiger zujubelt.

Leider haben sich im Laufe der Jahrhunderte die alten Sitten zum Teil verwischt, wie ja auch die urtümliche Tracht

unserer städtischen Kleidung hat weichen müssen. Doch gibt es noch Familien, in denen die liebgewordenen Bräuche geübt und gepflegt werden und mancher weißhaarige Bauer des Erzgebirges erzählt von diesen Erinnerungen seiner Jugend mit verklärtem Angesicht.

Das Einbringen des Pfingstbaumes war ein besonderes Fest. Meist wurde der Baum aller Zweige bis zur Krone heraubt, an welcher allerhand gute Dinge, wie Eier, Würste, Kuchen, auch Bänder und bunte Seidentücher befestigt waren. Unter großem Jubel wurde die so geschmückte Birke nach dem Dorfplatz gebracht, und nun begann unter Lachen und Scherzen ein Klettern nach den verlockenden Dingen.

Oft wurde das schönste Mädchen der Gemeinde als Pfingstkönigin aus dem Walde geholt, andernorts wohl auch ein Bursche oder gar ein junges Pärchen, welches gesucht werden mußte und mit Musik und großem Jubel als Pfingstbrautleute Einzug hielt.

Vom Humor der Erzgebirgler zeugt die weitverbreitete Sitte, den „Pfingstlümmele“ zu suchen. Dieser schöne Name galt demjenigen, welcher am Pfingstsonntag als letzter im Bett angetroffen wurde. Er mußte allerlei Spott und Schabernack über sich ergehen lassen, den zweifelhaften Ehrentitel aber behielt er bis zum folgenden Jahr.

So begann das Fest. Nach dem Gottesdienst erschallten vom Turm herab Choräle und Lieder, es wurde wohl auch im Gedenden an die lieben Toten auf dem besonders geschmückten Kirchhof gesungen.

Nach dem reichen Pfingstmahl daheim begann der „Laubtanzt“. Die Mädchen wurden von den jungen Burschen mit Musik aus ihren Wohnungen geholt. Sie trugen Laubkränze, die mit bunten Bändern schön geschmückt waren, am Arm, und jede hängte ihrem Burschen einen gleichen Kranz um die Brust. So ging es zu Tanz und Schmaus nach der Schenke. Der Hauptspaß bestand nun darin, daß die Mädels sich ihre Tänzer selbst wählen und holen durften. Die vier zuerst tanzenden Paare bekamen besonderen Schmuck, und der Jubel dauerte bis in die späte Nacht.

Sehr drollig sind auch die Pfingstsitten der verschiedenen Handwerker, am eigenartigsten, jedoch ernst und weisevoll die der Bergknappen. Am zweiten oder dritten Feiertag zog die Bergknapp- und Bruderschaft mit der Bergfahne unter den Klängen des Bergmannsmarsches zur Predigt in die Kirche, zu welcher der Pfarrer in feierlichem Zuge eingeholt wurde.

Die Posamentiergesellen hatten ihren besonderen Pfingstumzug. Zwei Harlekine, deren Anzug aus lauter bunten Tuchflecken bestand, eröffneten den Zug, dann kamen Fanfarenbläser, und nun folgten die übrigen Gesellen, welche die Insignien ihres Handwerks und hohe Trinkkannen trugen. So bewegte sich der Zug durch die Stadt nach der Herberge. Vor dieser bestieg einer der Harlekine einen Stuhl und brachte in drolliger Rede verschiedene Gesundheitsaus. Tanz und allerlei Belustigungen, meist in Verkleidung, beschloßen den Tag. Noch eine besondere Pfingstsitte hatte sich bei diesem Handwerk lange erhalten, sämtliche Lehrlinge, die Gesellen geworden waren, mußten sich in der Herberge einfänden und wurden, nachdem sie Platz genommen hatten, von dem Altgesellen mit einer kräftigen Maulschelle begrüßt. Sodann trat ein anderer Geselle, als Zimmermann verkleidet, heran und hieb mit einem hölzernen Beil an den armen Jungens herum, damit ihnen, wie es hieß „keine Späne“ mehr anhängen. Noch mehr derartige derbe Scherze folgten, von lustigen Versen begleitet; dafür durften die so in die Gesellenzunft Aufgenommenen an dem nachfolgenden Trinkgelage teilnehmen.

Ob denn alle diese ernsten oder heiteren Volksgebräuche ganz verschwunden sind? O nein. — Da gibt es Bauernhöfe, die, an schöner Berglehne von tiefdunklem Wald bekrönt, schon jahrhundertlang sich vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Dies sind die Stätten, wo liebgewordene Sitten heilig gehalten und noch geübt werden. Möge doch die neue Zeit, trotz ihres Fortschreitens, der alten Sitten und Gebräuche nicht vergessen!



Nooch 'n Feierohtm.

Pfingst'n im Gebärg.

(Nachdruck verboten.)

Seit hoom mer de Pfingst'n,
hoom zwää Feiertog,
spür'n net in geringst'n
de Nut un de Plog!

Schlog „vier“ aus de Bett'n
schinne mer früh auf,
un — wie su de Klett'n —
gieht's noongst an Barg nauf.

In dr Luft um dr Himmel,
dar is kugeblaa;
wie Engalgewimmel
is de Mornig-Riet ze sah'.

De Ard' unnern Füß'n
lächt' wunner wie sieh:
Jed's Halm'l — zum Küß'n!
Jed's Schtreichela — grie!

Dort guk'n viel Blümle
su rut aus'n Groos.
Drimrim mach'n Sprüngle
e Fruusch un e Hoo!

De Bögela schmattern,
baue Naste in'n Baam
un hupp'n un flattern —
ach, dos is e Laam!

Un schimme in'n Jubel
de Glocken noch ei',
kaa zenstrim dar Trubel
bald net greß'r sei'.

Jed's Maad'l, jed's Buss'l,
dos trallert e Lied;
vür Frääd kriegt's e Kuss'l —
waß net, wu'n dr Kup schticht.

Ku gieht's uff'n Steig'l
zum Birk'n-Busch hie;
Dort sei de klen'n Zweigle,
de Blaatle su grie.

De Schtamme, die bliß'n
weiß no un weiß nauf;
am leßt'n Baam siß'n
zwää Gungle uhm drauf.

Die hul'n e griens Ast'l —
en'n Pfingstbaam anzu;
sahlt dar noch zum Fast'l,
hot kaans kaane Ruh!

„Ei ja! e Pfingstbaam'l
mußt's sei in dr Schtub gaam,
sinst is mer e Daam'l
un hot ken'n Gelaam!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

's Beteibingsmittel.

Nach einer wahren Begebenheit von **L. Herberger**, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

„Also Gust'l, daß du's nár wáßt, ze P f i n g s t ' n gib'ts bei uns Z i e n g b r o t ' n und domiet paßta! Ne Fleisch'r hoh iech firm Freitag (Freitag) im zwäe nachmittig bestellt,“ saht noong Ohmdass'n dr Brück'n'r L e b e r e c h t zu sein'r Fraa.

Sei Gust'l obr saht dodrauf ganz aufgeregt: „Wenn iech mei Zieg' sell schlacht'n loss'n, do kah iech kánn Biss'n drvu ass'n, die iech nu schüh die viel'n Gahr hoh, un mit dar iech red'n kah, wie mit'n Kind!“ ('s Gust'l hat kahne Rinn'r.)

„Dos is alles ganz gut un schieh, obr sisse dáh dos nett salb'r ei, daß se uns kánn Ruh'n meh brängt; de hast se ahm ze gut gefütt'rt, daß se esu fett worn is un ball kah Milch meh gibt. Die verdient ihr Futt'r nimm'r un de kast'r doch ah nett, wie änn Hund'l, 's Gnad'nbrot gahm. De warscht emohl sah, wenn mir die Zieg' ike schlacht'n loss'n, wos die für'n Balln Fett bei sieh hoht.“

's Gust'l kannt ihrn Mah, wenn 'r änn sett'n schtränge Ton abschlug, noch't gob's bei dann kah Zerick. Se gieng ganz betribbt zr Tir naus un driem wieder zr Stalltir nei; mit nass'n Wang (Augen) schtraglet se ihr Zieg', die se esu treiharzig abguket un v'richtännig mederet. Weil's Gust'l kahne Rinn'r hat, lieh se ahm ihr Lieb' an ihr'n Viechzeug aus.

De Gáns un de Hüh'n'r froß'n 's Futt'r aus ihrer Hand; ihr Pet'r, de Kaß, war wie dressiert; gob se ihr e paar Wurscht-häutle, do schprang se zum Dank ne Gust'l off dr Achs'l un heinselt'r de Bäck'. Sugar ihr Schweinel grunzet freindlich, wánn se an sánn Stall vrbeigieng.

Am best'n obr kunt sieh's Gust'l mit ihrer Zieg' un'rhalt'n un die sollt se hargahm! „Wánn iech nár wißt, wie iech ihr kánn ne Tud drlächt'rn,“ dos war ihr ständig'r Gedanke.

Se zbrooch sieh ne Kopp nooch all'n Seit'n, obr se kunt sich nisch't ausden't'n, wos se ihrer Zieg' eigahm hatt kánn.

Off ahmohl saht se laut vir sich hieh: „Ike weh iech, wos iech mach; iech kaaf änn halm Lit'r M a l a k a w e i n und gab ihr ne kurz zevor, eh dr Fleisch'r kimmt, ze sauf'n, daß se ewing b e t u m p t ward.“

's Gust'l hat obr nár die ahne Sorg: „Ward dáh de Zieg' dann Weih ah sauf'n,“ denn die war ja nár ihr Mahlsauf'n gewáhn't. Na, v'rucht wursch. E Schtund zevor, eh' dr Fleisch'r kam, goß se dann halm Lit'r Weih in e saub're Schüss'l un schtellet se dr Zieg hieh.

„Suh, mei arme Hab, loß drsch gut schmeck'n, 's is dr lekte Liebesdienst, dann iech dr drweiss'n kah,“ saht's Gust'l.

De Zieg' fieng ah, ganz auffällig an Schüss'lrand rim ze schnob'rn; noch't guket se's Gustel ah un mederet, als wenn se soona wellt: „Wos haste mir dáh heit fir narrsch's Sauf'n gebracht?“

Do redet ihr's Gust'l wied'r freindlich zu: „Sauf' mei Hab, sauf, dos is wos Gut's!“ Un als wánn se's verständig, kam e ganz k'aa Rungeschpik'l zun Birscheih un domiet lacket de Zieg' emohl; 's mußt nett üb'l geschmeckt hohm; denn se lacket e bissel meh un noch't fieng se gar ah ze z u t s c h ' n , bis nisch't meh in dr Schüss'l war.

Wie früh war's Gust'l! Se drücket ihr H a b noch emohl un mit feucht'n Wang gieng se zr Schtalltir naus. Ku zug se sieh ah, im ihre Eikaf' fir Pfingst'n ze mach'n un e paar Stund'n bei ihrer Ruhme ze warten. Als se wieder kam, war alles v'rbei.

„Ku,“ saht se zu ihrn Leberecht, „wos hoht se dáh esu rim-gemacht, wie de se aus'n Schtall gehuhlt hast?“

„Kánn M u d ' r s c h hoht se getah, die torcket hie un har, als ebb se änn K a u s c h hátt!“ saht dar. Do atmet's Gust'l auf un dacht: „Also warsch doch 's richtige Beteibingsmitt'l.“